

# Wie ich es mit meinen Eltern schaffte, das Dritte Reich zu überstehen - und mein Fortkommen danach

Bericht von den Anfängen meines Lebens in der Familie, im Dritten Reich und in den Nachkriegsjahren.

## Meine Anfänge und meine Familie

Meine obige Geburtsadresse weist aus, dass ich in Wiesbaden geboren bin. Dennoch bin ich nur sehr bedingt eine Wiesbadenerin. Das liegt zum einen daran, dass meine Eltern beide keine Wiesbadener sind. Mein Vater Dr. Karl Ba. (1881) kam aus Frankfurt und meine Mutter Helene Julie (1893) aus Wuppertal-Elberfeld. Dort hatten sie sich vor dem 1. Weltkrieg an einer Schule kennengelernt, 1923 hatten sie geheiratet.

Erste Heimat konnte ich in Wiesbaden auch deshalb nicht begründen, weil wir schon zwei Jahre nach meiner Geburt nach Gevelsberg in Westfalen nahe Wuppertal umgezogen sind und ich dort meine ersten Lebensindrücke bekam.

**Ich, Waltraut Grunhild B.**, dreizehnjährig als Jungmädelscharführerin. Auf diesem Bild trage ich Knoten und Schnur. Die erhielten wir bereits als Gabe, wenn wir drei Monate Mitglied waren. Ich trage hier als Scharführerin das rotweiße Band der Scharführerin. Meine Schar umfasste ca. 30 bis 40 Mädels. Damals ging ich in die Quarta. Als ich später etwa zur Zeit des Abiturs verständiger war und erfuhr, dass das alles der Pfadfinderschaft nachempfunden war, verstand ich Vater, der sagte, das sei die Verführung der Jugend. Ich wusste natürlich sehr wohl, dass ich das nicht laut sagen durfte. Nicht nur mich hätte ich gefährdet.

Das Passbild stammt wahrscheinlich aus meinem JM-Leistungsbuch, das jedes Jungmädels führte. Ich habe es leider nach dem Krieg übereilt weggeworfen.



## 2.0 Umzug nach Gevelsberg

Der Umzug wurde deshalb notwendig, weil mein Vater sich damals erfolgreich um die Stelle eines Oberstudiendirektors am Reformgymnasium

mit Realschule in Gevelsberg beworben hatte. Dort stellte ihm die Stadt das frühere Pfarrhaus in der Elberfelder Straße als Dienstwohnung zur Verfügung. Der Pfarrer war gerade in ein von ihm errichtetes eigenes Haus umgezogen. Daher konnte die Stadt das Haus für uns mieten. Meinen Eltern kam das auch entgegen, bot es doch für uns viel Platz und Vater hatte nur 15 Minuten Weg in seine Schule.

In diesem Haus sammelte ich nun meine ersten Lebenseindrücke, die ich selbst erinnere. Dazu gehören die Hoffeste, die mein Vater zweimal veranstaltete. Er war Freimaurer<sup>1</sup>. In Gevelsberg gab es zwar Logenmitglieder. Die gehörten aber zur Hagener Loge und die lud er ein. Dann war im Hof so viel Betrieb, dass sich mir das bis heute einprägte. Meine beiden Onkel Ernst und Jupp, die Brüder meiner Mutter, hängten den leeren Bierfässern noch am nächsten Morgen einen Trauerflor um, weil sie offenbar von dem, was vorher drin war, so begeistert waren. Onkel Jupp ist mir aus dieser Zeit besonders gut in Erinnerung geblieben; denn er war Vertreter von Schokoladenfabrikaten und brachte von den Produkten oft etwas für uns mit. Dass das meinen Gefallen fand, wirkt bis heute nach. Das Pfarrhaus war so groß, dass wir nicht den ganzen Wohnraum benötigten. Mein Vater wies deshalb die Stadt darauf hin, dass eine Mansardenwohnung von anderen bewohnt werden könnte. Eines Tages – ungefähr 1927 – stand ein kleines Mädchen – etwa so alt wie ich – oben im Flur und schaute herunter in den Garten, wo ich gerade spielte. Meine Mutter rief sie an: „Willst du nicht runterkommen in den Garten?“ Natürlich wollte sie. Seitdem hatte ich eine Spielkameradin. Hannelore wurde meine Freundin und ist es heute noch, schon über 80 Jahre. Sie war mit ihrer Oma und deren drei erwachsenen Kindern eingezogen und bewohnte die Mansarde bis auch wir 1933 das Pastorenhaus wieder verließen.

1927 wurde in Gevelsberg mein Bruder Wolfgang Karl Ernst geboren. Seitdem waren wir also zwei Geschwister. Er wurde später Apotheker.

## **Unsere Familie**

Mein Vater hatte nach 1900 studiert, an drei Studienorten: München, Lyon und Gießen. Drei Fächer hatte er gewählt: Deutsch, Französisch und Englisch. Da er sich zwei Fremdsprachen ausgesucht hatte, war es ganz natürlich, dass einer seiner Studienorte im entsprechenden Ausland lag. Der Frankreichaufenthalt wirkte offenbar nach, als er nach dem Studienabschluss in Gießen ein Doktorat anschloss. Er promovierte über ein volkskundliches Thema. Es lautete: Gebildbrote in Frankreich.

---

<sup>1</sup> Aus Wikipedia: Die Freimaurerei, auch Königliche Kunst genannt, versteht sich als ein ethischer Bund freier Menschen (lange Zeit nur Männer) mit der Überzeugung, dass die ständige Arbeit an sich selbst zu Selbsterkenntnis und einem menschlicheren Verhalten führt. Die fünf Grundideale der Freimaurerei sind Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Toleranz und Humanität. Sie sollen durch die praktische Einübung im Alltag gelebt werden. Die Freimaurer organisieren sich in sogenannten Logen.

Vor seinem Studium hatte mein Vater eine Lehrerausbildung in Alzey gemacht und unterrichtete zunächst an einer Volksschule in Oberhessen. Seine erste Stelle erhielt er in Oberhessen, das auch zu Kurhessen gehörte. Er erzählte immer, dass er als Lehrer eigentlich hätte Orgel spielen müssen. Davon war er dispensiert, weil er einen steifen kleinen Finger hatte.

Nach seinem Studium suchte Vater eine Stelle an einem Gymnasium. In Kurhessen gab es reichlich Lehrer, in Preußen weniger. Da war es leichter, eine passende Stelle zu bekommen. Deshalb bewarb er sich um eine in Wiesbaden. Das lag damals in Preußen, nicht in Hessen, denn früher war die Ländergliederung in Deutschland ganz anders. Der größte Teil des Reiches wurde von dem Land Preußen eingenommen. Das war übrigens auch noch in der Zwischenkriegszeit so. Auf diese Weise kam es, dass er sich in Preußen 1926 auf eine Stelle in Gevelsberg bewerben konnte. Das lag zwar am Rande des Ruhrgebiets, aber eben auch in Preußen.



Mein **Vater, Dr. Karl B.** (1881), links, meine **Mutter, Helene Julie** (1893) und **ich, Waltraut** (1924), rechts auf dem Balkon im ersten Stock unseres Hauses in der Prinz-Ratibor-Straße in Wiesbaden etwa im Sommer 1944. Wir sitzen hier am Wohnzimmertisch, den wir aus dem angrenzenden Zimmer auf den Balkon herausgestellt haben.

Unser Haus hatten wir erst 1937 bezogen. Als wir hier scheinbar so unbeschwert am Tisch saßen, ahnten wir noch nicht, dass es schon gut ein halbes Jahr später durch eine alliierte Brandbombe völlig zerstört werden sollte. Allerdings hätten wir gewarnt sein können, denn bereits zwei Jahre zuvor war in der Nachbarschaft eine Luftmine niedergegangen. Drei Nachbarn waren dabei umgekommen, darunter meine Altersgenossin Sigrid Schmidt von Rhein. Etwa vier Jahre lebten wir in dieser akuter werdenden Luftkriegsgefahr, mit stetem Lebensrisiko, heute jedenfalls unvorstellbar. Das ist übrigens eines der ganz wenigen Bilder, auf denen ich gemeinsam mit meinen Eltern so deutlich abgebildet bin. Deshalb füge ich es hier ein, obwohl ich darin gar nicht alles erklären kann. Trotz allen Bemühens meiner Erinnerung und auch eines kürzlichen Gesprächs mit meinem Bruder bleibt mir der linke Bildteil rätselhaft. Dennoch muss er im Augenblick der Aufnahme wichtig gewesen sein; denn wir alle blicken dorthin, auf etwas wie einen Vogel – ob nun ausgestopft oder echt. Da erkennt man die Begrenztheit des eigenen Gedächtnisses.

## **Meine erste Prüfung**

1931 kam ich in die Volksschule meines Schulbezirkes, die ich zunächst zwei Jahre besuchte. Nicht nur die Lehrer, auch meine Eltern verfolgten meine Lernfortschritte genau. Am Ende der zweiten Klasse meinte mein Klassenlehrer, dass ich die Dritte überspringen sollte. Damit war eine Prüfung verbunden. In der erinnere ich mich an eine Episode, die ich heute noch erzählen kann. Der Lehrer fragte mich: „Wie sind deine Hände?“ „Sauber“, antwortete ich. Das wollte er aber offenbar gar nicht wissen. Denn er fragte gleich darauf: „Wie heißt der Fluss, in den die meisten Flüsse fließen, auch die Wupper?“ Dann durfte ich „Rhein“ an die Tafel schreiben und „rein“ als Äquivalent zu sauber. Aber sicher nicht nur deshalb bestand ich meine erste Prüfung. Den Namen des Lehrers, der mich prüfte, habe ich nicht vergessen. Es war Herr Fr.

## **Umzug zu Dr. Arn.**

Die Prüfung beförderte mich zwar in die vierte Klasse, brachte mir aber nicht den weiteren Effekt, auch endlich mit Hannelore zusammen zu kommen. Die war ein halbes Jahr vor mir in die Schule eingetreten und durch mein Überspringen wären wir im vierten Jahr endlich zusammengekommen. Das aber hatte offenbar nicht sollen sein. Die Stadt kündigte das Pfarrhaus mit der Folge, dass meine Eltern uns eine andere Wohnung in der Neustraße in der Nähe der Schule suchten. Sie lag im ersten Stock im Haus von Dr. Arnheim. Der war Jude. Ihm fiel es schwerer, für seine Wohnung Mieter zu finden, denn schon 1933 gab es in Gevelsberg wenige unter potenten Mietern, die bereit gewesen wären, bei einem Juden ins Haus zu ziehen. Gerade diese Erkenntnis veranlasste meinen Vater, genau das zu tun – nicht zu jedermanns Beifall.

1934 schloss ich das vierte Schuljahr in der Volksschule meines neuen Schulbezirks ab und besuchte bis 1935 die Sexta des Realgymnasiums, in dem mein Vater Obers Studien Direktor war. In einem Fach hatte ich sogar Unterricht bei ihm, in evangelischer Religion.

## **Die Entlassung meines Vaters**

Natürlich wird im Nachhinein die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bürger des Deutschen Reiches 1945 gesagt haben, dass ihnen der nationalsozialistische Staat einen tiefen Einschnitt im Leben brachte, dass er sie im wahrsten Sinne des Wortes aus der Bahn geworfen hat. Diese Erkenntnis war dann meistens das Ergebnis eines länger dauernden Prozesses. Ganz anders bei meinem Vater. Dem blieb überhaupt keine Zeit. Er wurde schon zwei Jahre nach der Machtergreifung 1933 mit der brutalen Entschiedenheit des nationalsozialistischen Regimes konfrontiert. Ich weiß das so genau, weil ich selbst dabei war.

Es war Ende März 1935, mitten im mündlichen Abitur. Der Oberschulrat aus Münster war mit meinem Vater zu uns in die Wohnung gekommen. Vater hatte ihn wohl dazu eingeladen. Das gehörte offenbar dazu, wenn der Oberschulrat anlässlich des Besuchs zur Abnahme des Abiturs an die Schule kam. Ich war auch schon aus dem Unterricht in der Sexta zurück und hatte am Essen teilgenommen. Mutter hatte ihr Bestes getan. Zum Nachtisch gab es sogar eingeweckte Aprikosen, die zu meiner Leibspeise gehörten. Der Oberschulrat füllte sich langsam sein Schälchen. Ich guckte sehnsüchtig zu und sagte ganz höflich: „Nimm dir bitte nicht zu viel; ich möchte auch noch was haben.“ Sicher schauten sich meine Eltern damals an, aber meine Bemerkung störte den Tischfrieden überhaupt nicht, nicht nur weil genug Aprikosen da waren, sondern weil wir alle in der kleinen erweiterten Tischgesellschaft höflich und zufrieden waren. Der Oberschulrat wahrscheinlich vor allem, weil beim Abitur alles so gut geklappt hatte. Er war mit Vater nach dem Essen in einem freundlichen Gespräch begriffen.

Da kam ein Anruf. Ein Telefon hatte damals nicht jeder, auch nicht jeder Lehrer. Aber Vater als Schulleiter brauchte eines. Manchmal konnte so ein Telefon auch zur verhängnisvollen Störung werden. Das war so ein Augenblick. Der Anrufer verlangte den Oberschulrat zu sprechen. Der machte bald ein betretenes Gesicht und teilte meinem Vater nach dem Telefonat mit, dass er ab sofort seines Schulleiterpostens enthoben sei. Die Gründe würden nachgereicht. Noch heute sehe ich meinen Vater. Er nahm seinen Schulschlüsselbund, legte ihn dem Oberschulrat auf den Tisch und sagte: „Die Schule betreue ich nicht mehr!“ Wir erfuhren dann, dass mein Vater im Unterricht in einer Klasse gesagt haben sollte: „Das war das zweite Reich, jetzt kommt das dritte, wovor uns der Himmel bewahren möge!“ Von einem Schüler sei das einem Lehrer des Kollegiums hinterbracht worden und wurde so wahrscheinlich an die Partei und die Behörde weitergegeben, die dann im Auftrag der Partei verfuhr. Mein Vater behauptete stets, dass er das nie so gesagt habe, obwohl das natürlich als seine Meinung hätte gelten können. Er wollte aber nicht gegen diese hinterhältige Kampagne ankämpfen. Die Schulbehörde bot ihm die Degradierung an: Er dürfe an der gleichen Schule als Studienrat weiter unterrichten. Sei er nicht damit einverstanden, werde er frühpensioniert. Er wählte das Letztere und war sich mit meiner Mutter einig, die festgestellt hatte: „Wo man schon als Meister tätig war, fängt man nicht noch mal als Geselle an.“

## **Zurück nach Wiesbaden**

Am Schulort, wo mein Vater diese Zurücksetzung erfahren hatte, wollten meine Eltern nicht bleiben. Wir gingen zurück nach Wiesbaden, von wo wir neun Jahre zuvor nach Gevelsberg aufgebrochen waren. Da kannten sie sich etwas aus. Andererseits war Wiesbaden groß genug und sie

kannten fast niemand. Im Wiesbadener Westend suchten sie gezielt nach einer Wohnung. Der neuen Situation angepasst, durfte sie nicht zu teuer sein. Wir mussten mit Vater reduzierter Pension auskommen. Meine Eltern fanden eine Wohnung im dritten Stock in der Schiersteiner Straße. Sie war beengter, was sie auch sein konnte, weil wir keine drei Dienstmädchen mehr hatten.

## Die Schule am Boseplatz

Ich trat in die Quinta ein. Wir waren ca. 24 Mädchen. Mein neues Gymnasium war nicht nur eine andere Schule. Sie war auch anders. Gewöhnungsbedürftig für mich war, dass es eine Mädchenschule war.

Die Gevelsberger war gemischt gewesen. Am Boseplatz lief vieles betulicher ab. Es war verpönt, die Stufen raufzugehen und dabei zwei Stufen zu nehmen. Das machte ich gern, obwohl ich kein besonders sportlicher Typ war. Aber ich gewöhnte mich an die kleinen Änderungen. Die Schule gibt es noch heute. Sie heißt Elly-Heuß-Knapp-Schule.

In meinen fachlichen Leistungen war ich bald im oberen Bereich. In meiner politischen Meinung hielt ich mich zurück. Obwohl das meine Eltern nie aussprachen, verhielt ich mich so, dass ich sie mit meinem Verhalten nicht in politische Schwierigkeiten bringen konnte. So kam ich gut voran. Eine Umorganisation gab es nach der Untersekunda (zehnte Klasse). Es erfolgte eine Trennung in sprachlichen und hauswirtschaftlichen Zweig. Alle Sprachler mussten zu Beginn eine hauswirtschaftliche Prüfung absolvieren, damit in diesem Zweig wenigstens eine häusliche Grundfertigkeit der Mädels gesichert blieb. Ich musste sie auch bestehen: denn ich wählte den sprachlichen Zweig.

1942 legte ich das Abitur ab. Alle wurden wir in Biologie und dem



Eine der vielen Episoden in meiner Reichsarbeitsdienstzeit in der Eifel. Hier stehe **ich, Waltraut G. B.**, rechts in einer Gitarren- und Flötengruppe. In diese war ich von meiner RAD-Gruppe aus Schöneichen bei Prüm nach **Mehring an der Mosel im Sommer 1943** zu einer Musikfreizeit abgeordnet worden. Wir übten in einer Gitarren- und Flötengruppe für ein Vorhaben, an das ich mich leider nicht mehr erinnere. Sehr wohl erinnern kann ich mich an die Wirkung einer übereilten Bemerkung meinerseits, dass es bei uns in Prüm morgens zum Frühstück Butter für alle gebe. In

Mehring hatte die Lagerleiterin die Butter für die Leiterinnen reserviert. Die Mädels bekamen nur Marmeladenbrot ohne Butter. Diese Bemerkung machte mich bei der Mehriinger Lagerleiterin, deren Namen ich leider vergessen habe, sehr unbeliebt. Die Episode machte mir aber auch bewusst, wie sehr in Ordnung unsere Schöneicherin Leiterin Frau H. war. Sie zögerte nicht, mit denen zu teilen, die sie führte. In Mehring missfiel mir aber nicht nur die Sache mit der Butter. Die dauernde Fahnenhisserei war mir zuwider. Ich meine mich zu erinnern, dass ich nach Mehring allein abgeordnet war. Die Namen der anderen Mädchen, die hier abgebildet sind, sind mir deshalb nicht mehr in Erinnerung. Die Zeit war zu kurz, um Freundschaften zu schließen.

Wahlfach geprüft. Bei mir war das Deutsch. Unter anderem hatte ich den Prinzen von Homburg angegeben. Heinrich von Kleist ist einer meiner Lieblingsschriftsteller. Ich finde ihn wunderbar. Die Besprechung nach meiner mündlichen Prüfung dauerte lange. Anschließend schnippte mir eine meiner Lehrerinnen mit den Fingern zu, als Zeichen, dass es gelungen sei. Sie hatten mir eine Eins gegeben. Erst viel später erfuhr ich, dass es auf des Messers Schneide gestanden habe. An irgendeiner Stelle habe ich behauptet, dass die Deutschen eine Mischung von Christen und Germanen seien. Diese Feststellung habe man mir sehr negativ anrechnen wollen, was die Mehrheit habe abwenden können. Die Lehrerin, die damals so für mich eintrat, war meine katholische Deutschlehrerin Dr. Ida Maria Ba. Sie unterrichtete auch Geschichte und Französisch.

## **Jungmädelsbund**

Ab Quarta war ich beim Jungmädelsbund (JM). Ich meine, das war ab 1936 Pflicht. Der JM gehörte zwar zum Bund Deutscher Mädchen (BdM), war aber eine untere harmlosere Stufe.

Mein Vater hat mich nicht zurückgehalten. Ich wusste aber, dass er nicht damit einverstanden war; ich hatte seine Entlassung ja hautnah miterlebt und versuchte mich so zu verhalten, dass wir nicht auffielen. Ich wusste, dass wäre schlecht für ihn und dann für uns alle gewesen. Den Aufstieg zum eigentlichen BdM mit 14 Jahren versuchte ich zu vermeiden. Es gelang mir, indem ich Jungmädelführerin wurde, d.h. ich führte eine Gruppe der JM. Diese Aktivitäten waren meistens Samstagvormittag angesetzt. Wer da nicht mitmachte, musste in die Schule gehen; denn Samstag war auch in Deutschland noch Schulunterricht, wie übrigens auch noch lange nach dem zweiten Weltkrieg in allen Bundesländern.

Am Samstag war dann wegen der JM Aktivitäten, zu denen ja viele Schülerinnen abwesend waren, besonderer Unterricht eingerichtet, nicht selten mit strengen und unangenehmen Lehrern und Stunden, damit die Schülerinnen leicht das Gefühl bekamen, sich doch lieber dem JM anzuschließen. So brauchte z.B. bei uns aus vier Parallelklassen nur eine am Samstag gebildet zu werden.

Der Wochenplan der Jungmädel war natürlich nicht auf den Samstag beschränkt, sondern sah auch Heimnachmittage im BdM Heim und Sportveranstaltungen vor, begleitete also den Alltag von der Quinta bis zum Abitur. Das erreichte ich jedoch, ohne aus dem Jungmädelstatus in den BdM überzutreten.

### **Beim Reichsarbeitsdienst (RAD)**

Nach dem Abitur kam ich wie die meisten im Frühjahr '42 gleich zum Reichsarbeitsdienst. Ich wurde in die Eifel geschickt, musste jedoch meine Mutter Helene pflegen, weil die im Winter '41/'42 schwer auf dem Eis gestürzt war. Deshalb trat ich diesen RAD-Dienst verspätet an. Ich musste ihn als Arbeit beim Bauern ableisten. Den nächsten Dienst durfte ich ebenfalls beim RAD verbringen und konnte so zunächst den Kriegshilfsdienst (KHD) umgehen. Ich wurde nach Trier abgeordnet. Dort war ich Kameradschaftsälteste (KÄ) vom Oktober 1942 bis April '43. Am 31. März gab ich meine Uniform in der Eifel beim RAD zurück. Stolz war ich, dass ich 100 RM als Verdienst ausgezahlt bekam.

### **Studium als Zwischenspiel**

Vom Herbst 1943 an durfte ich zwei Semester studieren. Ich begann mit Deutsch, Französisch und Geschichte in Frankfurt. Geschichte war mir dort zu braun. Deshalb wechselte ich im zweiten Semester den Studienort und ging nach Tübingen. Geschichte führte ich allerdings nicht fort, sondern wählte als drittes Fach Englisch. Im vierten Semester im Herbst 1944 konnte ich mein Studium nicht fortführen, sondern wurde als Flakwaffenhelferin zum RAD nach Thüringen eingezogen.

### **Im Kriegseinsatz vor dem Ende**

In Gotha waren wir nur drei Nächte. Von da an ging es etwa vier Wochen zur Ausbildung nach Bad Lauchstädt<sup>2</sup>. Der Einsatz erfolgte dann bei einer Flakbatterie bei Schafstädt zum Schutz der Leunawerke<sup>3</sup>. Ich hatte dort als Stellungsverantwortliche zehn junge Damen aus Leipzig zu führen. Es stellte sich heraus, dass sie einem ganz bestimmten Gewerbe nachgingen. Es waren nämlich Huren.

Wir hatten einen Scheinwerfer nach Anweisung der Flakunteroffiziere zu bedienen. Die Arbeit erfolgte vor allem nachts, so auch die Kontrolle durch die Offiziere. Einem der Kontrolleure habe ich bei einer dieser Gelegenheiten ein Ohr abgeschossen. Zu meinem Aufgabenbereich gehörte die Führung eines Gewehrs. Als einer dieser Offiziere bei Annäherung nach dreimaliger Aufforderung nicht reagierte, habe ich abgedrückt.

---

<sup>2</sup> Stadt im heutigen Sachsen-Anhalt.

<sup>3</sup> Bedeutende Chemiefabrik in Sachsen-Anhalt bei Halle (Saale). Die Werke sind heute noch tätig.



Einen Teil des Ohres habe ich ihm abgeschossen. Meinen Vorrat an Verbandspäckchen haben wir daraufhin aufgebraucht.

Den Dienst taten wir in der braunen RAD-Uniform. Zivilkleidung hatte ich für alle Fälle bei einem Bäcker in Steuden<sup>4</sup> hinterlegt. Mit meinen Eltern hatte ich währenddessen durch normale Post und Feldpost Verbindung. Die lief über Dresden. Im Februar '45 wurde die Stadt durch die Luftangriffe so verwüstet, dass Feldpost natürlich nicht mehr funktionierte. Ich habe mir deshalb bei Privatleuten in der Nähe Post hinterlegen lassen. Irgendwie habe ich mit meinen Eltern auf irgendeine Weise immer Kontakt halten können.

Am 21. April näherte sich die feindliche Front, glücklicher Weise die Amerikaner. Dennoch mussten wir die Scheinwerfer sprengen. Die Mädchen waren schon weg. Ich legte den Sprengsatz. Er wollte nicht zünden. Der Unteroffizier, der das prüfen wollte, wäre fast mit hochgegangen; denn der Sprengsatz ging plötzlich doch los. Der Offizier blieb so unbeschädigt, dass er sogar noch mein Fahrrad an sich reißen und verschwinden konnte. So stand ich am Ende den Amerikanern alleine gegenüber.

### **„Befreit“ von Amerikanern**

Glücklicherweise waren es die Amerikaner, nicht die Russen<sup>5</sup>. Aber auch das war schlimm genug. Einige „Amis“ konnten sehr rüde sein. Schlimmer aber waren die vielen frei herumvagabundierenden Fremdarbeiter. Unter denen mag es natürlich solche gegeben haben, die gleich heimwärts strebten, andere aber – vor allem Polen und Tschechen sind mir in Erinnerung – nutzten die Freiheit und streunten als Räuber und Gewalttäter durchs Land. Eine staatliche Ordnungsmacht hatten sie nicht mehr zu fürchten. Als solche konnten nun zwar die Amerikaner gelten. Die mussten sich jedoch selbst erst einmal mit dieser Situation des Chaos vertraut machen.

Mit Deutschen hatten die Amerikaner Verständigungsschwierigkeiten. Meine Englischkenntnisse boten mir da eine Chance. In dem Lager, in dem ich zuerst kriegsinterniert war, suchten Amerikaner Leute mit englischen Sprachkenntnissen. Ich meldete mich und konnte nun mein Schulenglisch nutzen und geläufig machen.

Diese Tätigkeit hielt mich zunächst auch in der Nähe der Amerikaner, was vor allem auch einen gewissen Schutz bedeutete. Dass ich den nötig hatte, merkte ich bald. Auf dem Rückweg ins Lager lauerte mir eine Gruppe Fremdarbeiter auf. Einer zerrte mich in eine Art Steinbruch und

---

<sup>4</sup> Ortsteil der Gemeinde Teusenthal in Sachsen-Anhalt.

<sup>5</sup> Russen ist hier inkorrekt. Die Propaganda des Dritten Reiches setzte die Sowjetunion mit Russland gleich, dies führt in Zeitzeugenberichten dieser Zeit regelmäßig zu diesen ahistorischen Aussagen. Die Sowjetunion bestand aus 12 verschiedenen Staaten, als Union. Hierunter waren nicht bloß Russen, sondern auch diverse andere Völker und Ethnien, die auch in der roten Armee kämpften. Allerdings war die Lingua Franca Russisch, was bei den Zeitzeugen zu dieser Gleichsetzung führen mußte.

wollte sich über mich hermachen. Ich hatte unwahrscheinliches Glück. Mit Hilfe einer Sicherheitsnadel gelang es mir, das Schlimmste von mir abzuwenden. Ich stach ihn damit in den Penis. Danach war er so mit sich selbst beschäftigt, dass ich die Flucht ergreifen konnte. Ich erreichte rechtzeitig die Straße, an der ich zu allem Glück einen amerikanischen Militärjeep anhalten konnte. In der Aufregung brauchte ich nicht viel Worte, sondern nur ein Fingerzeichen mit einem O und dem durchgesteckten Finger zu machen und er verstand mich sofort. Der Amerikaner nahm mich mit auf die Dienststelle, wo ich auch einige Zeit Dolmetscherdienste leistete. Auf diese Weise war ich bis Ende April beschäftigt.

## **Sergeant Ardon und die Aufteilung Deutschlands**

Einer der Amerikaner, für die ich dolmetschte, war ein gewisser Ardon. Das ist einer der ganz wenigen Namen, die ich aus dieser Zeit bis heute erinnere. Er war ein Schwarzer. Eines Tages zeigte er mir eine amerikanische Militärkarte, auf der die Demarkationslinien der alliierten Zonen im Reich diesseits von Oder und Neiße eingezeichnet waren. Daraus war zu entnehmen, dass das gesamte Gebiet um Leuna/Naumburg<sup>6</sup> und noch westlich davon ganz Thüringen von den Amerikanern geräumt und unter sowjetische Militärverwaltung gestellt würde. Darin sah ich eine Gefahr, der ich mich keineswegs aussetzen wollte. Herumstreunende Fremdarbeiter waren schlimm genug. Wenn dazu die ungezügelte sowjetische Truppe käme, erhöhte sich für uns Deutsche die Gefahr. Davon hörte man damals jedoch nur gerüchteweise, weil es weder deutschen Rundfunk noch Presse gab. Heute wissen wir natürlich, dass die Befürchtungen gerechtfertigt waren.

Ähnlich dachte Käthe R. Sie war wie ich im Endstadium unserer deutschen Abwehr im Gaubefehlsstand tätig gewesen, allerdings als einfaches Mannschaftsmitglied in der Nachbarabteilung. Mit ihr hatte ich mich angefreundet. Sie stammte aus Neuwied am Rhein. Wir schätzten nach der Information von Sergeant Ardon die Lage nicht nur ähnlich ein, sondern hatten auch die gleiche Absicht und einen ähnlichen Weg. Wir baten den Amerikaner um Hilfe. Er brachte uns im Jeep eines Offiziers bis an die künftige Grenze zwischen amerikanischer und sowjetischer Zone bei Eisenach.

## **Durch Mitte des „Reiches“ zu Fuß nach Hause**

Nachdem Sergeant Ardon uns in der Gegend hatte aussteigen lassen, setzten wir den Weg auf Schusters Rappen fort. Um Gefahren möglichst aus dem Weg zu gehen, marschierten wir möglichst abseits der Straßen tagsüber durch Wälder. Dass es da bis vor kurzem heftig zugegangen war, sah man an dem verlassenen und meist zerstörtem Kriegsgerät, das

---

<sup>6</sup> Stadt im heutigen Sachsen-Anhalt.

herumstand. An Bäumen fanden wir zuweilen noch Erhängte, sowohl Soldaten als auch Zivilisten. Leider kann ich solchen Begegnungen weder Orte noch genaue Daten zuordnen, denn ich habe in der Folgezeit über diese Erlebnisse sehr wenig gesprochen, in den letzten Jahren überhaupt nicht. Auch auf einer Karte habe ich den Weg nicht nachverfolgt. Heute könnte ich das schon nicht mehr, selbst wenn ich wollte; denn mein Augenlicht ist bereits zu schlecht.

Allgemein kann ich unseren Rückkehrmarsch nach Westen in die Zeit um den ersten Mai in der ersten Monatshälfte einordnen. Während dieser Tage ereignete sich also die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches. Mit einigen Orten verbinden sich auch besondere Erinnerungen. So weiß ich, dass wir bei Philippsthal<sup>7</sup> die Werra überquert haben. Dort befand sich eine der wenigen noch intakten Brücken über den Fluss. Deshalb wurde sie überwacht. Wir saßen lange im Versteck, bis wir uns hinüberwagten. Wir meinten, die Wache sei weggegangen. Als wir auf der Brücke waren, stand doch ein Militärposten in einem Versteck. Zum Glück behelligte er uns nicht und wir konnten im Wald verschwinden.

Ähnliche Schwierigkeiten hatten wir einmal mit der Autobahn. Allerdings erinnere ich mich nicht mehr an den Ort, wo wir sie querten. Es muss aber die Nord-Südautobahn von Kassel über Alsfeld nach Frankfurt gewesen sein. Andere Strecken gab es damals in Hessen nur noch in der Gegend von Hersfeld. Weil die übrigen Reichsstraßen relativ schlecht waren, spielte sich der alliierte Verkehr wo irgend möglich auf Autobahnen ab. Wir querten sie in Oberhessen. Dort war der Verkehr so heftig, dass wir lange warten mussten, um ungesehen hinüberzukommen.

Tagsüber mieden wir die Dörfer. Jedoch zur Abendzeit suchten wir ein Dorf auf und erkundigten uns in der Regel nach dem Küster, dem Pfarrhaus oder dem Kirchenvorstand. Immer erhielten wir auf diese Weise zwei Schlafplätze und etwas zu essen. Einer der letzten Orte, an dem wir gemeinsam auf diese Weise unterkamen, war Ingelbach im Westerwald. In Puderbach, einen Tagesmarsch weiter, verabschiedete ich mich von Käthe R. Sie wanderte allein weiter nach Neuwied am Rhein, Ortsteil Niederbieber. Dorthin ist sie auch heimgekehrt. Ich habe sie jedoch nie mehr wiedergesehen. Dazu kam es nicht, weil sie nach Heirat und zwei Kindern früh verstorben ist. Davon habe ich zu spät gehört. Die Not und die Mühen der Nachkriegsjahre verhinderten die Pflege der Verbindung über diese Entfernung.

Ich wollte heim nach Wiesbaden und wandte mich von Puderbach nach Südosten in Richtung Limburg. In Diez an der Lahn kam ich in der oben beschriebenen Weise bei Heinrich G. unter, der unserer Familie durch meine Eltern so vertraut war, dass ich ihn sogar als Nennonkel bezeichnen kann. Als ich ihn erreichte, war der Zustand meiner Füße vom Laufen in schlechtem Schuhwerk so bedenklich geworden, dass ich eine Erholungspause einlegen musste. Irgendwie hatte Onkel Heinrich Dachsfett

---

<sup>7</sup>Im Osthessischen befindlich. Die Werra markiert die Grenze zu Thüringen.

aufgetrieben. Damit behandelte er vor allem die Blasen meiner Füße. Nach drei Tagen hatten sich die so weit erholt, dass ich den zweitägigen Heimmarsch antreten konnte.

Der führte mich nach Wiesbaden in die Prinz-Ratibor-Straße 7. Unser Haus dieser Adresse war ausgebombt. Das wusste ich, weil ich mit meinen Eltern auch während meiner Zeit in Leuna durch den Bäcker in gesichertem Briefkontakt gestanden hatte. Deshalb war mir auch bekannt, dass meine Eltern notdürftig in einer Zweizimmermansardenwohnung einige Häuser weiter untergekommen waren. Dort konnte ich sie, ohne durch ihre missliche Lage überrascht zu sein, gezielt aufsuchen. Meine Mutter war allein zu Haus. Als sie mich sah, fiel sie in Ohnmacht; denn sie wusste nichts von meinem Überleben und meiner Rückkehr. Bis zu diesem Augenblick war sie in den letzten vier Wochen im Ungewissen und natürlich voller Sorgen gewesen. Die fielen ihr nun plötzlich vom Herzen.

### **Unser Haus in der Prinz-Ratibor-Straße**

Vater war im Garten an der Ruine unseres ausgebrannten Hauses. An dieser Stelle muss ich im Rückgriff einflechten, dass meine Eltern trotz ihrer eingeschränkten finanziellen Lage 1935 bis '37 in der Prinz-Ratibor-Straße ein Zweifamilienhaus errichtet hatten. Das war ihnen auch durch einige Freunde aus meines Vaters Freimaurergesinnungsgemeinschaft möglich geworden. Ein Architekt unter ihnen konnte ihm günstig das Grundstück besorgen. Ob der gleiche oder ein weiterer ihm dann die Pläne machte, weiß ich nicht mehr genau. Auch eine günstige Baufirma wurde auf diese Weise besorgt. 1937 waren wir im ersten Stock eingezogen. Das Erdgeschoss hatten meine Eltern vermietet. Auf diese Weise konnten die Schulden leichter abgetragen werden.

Als der Krieg 1939 begann, wohnten wir bereits über zwei Jahre im neuen Haus. Leider zeigte sich im fortschreitenden Krieg bald, dass das neue Haus zunehmend durch Bomben bedroht war, denn der Bombenkrieg erreichte auch Wiesbaden. Bereits 1942 hatte eine Luftmine ein Haus in der Nachbarschaft zerstört und Menschenleben gefordert. (Siehe Text Bild 2) Noch im Frühjahr 1945, am 2. Februar, wurden dann unsere schlimmsten Befürchtungen wahr. Eine Brandbombe schlug ins Haus ein, verwüstete es und machte es unbewohnbar. Ich erfuhr das nur aus den Briefen meiner Eltern, die ich in Schafstädt bei Leuna erhielt.

### **Mit Zuversicht und Elan durch die Beschränkungen der Nachkriegszeit**

Bei meiner Rückkehr in Wiesbaden sah ich nun, wie einfach meine Eltern hausten. Als Heizung hatten sie in einem der zwei Zimmer ein Fliegeröfchen ohne Schiffchen zum Erhitzen des Wassers. Das Öfchen diente

auch zum Kochen. Die Möglichkeiten von Mutters Küche waren damit äußerst eingeschränkt. Als Hausbrand schleppte Vater das Holz unserer Hausruine herbei, dass die Brandbombe übriggelassen hatte.

Diese Not und die schlimmen Einschränkungen dieser Zeit überhaupt wurden gemildert durch die Tatsache, dass meine Eltern dem Bombenhagel entgangen und wir, die Kinder, heil aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Ich war am 19. Mai in der Prinz-Ratibor-Straße angekommen, mein Bruder Wolfgang einige Tage früher. Sein Schreck war allerdings erheblich gewesen. Er hatte nicht mit den Eltern in Briefkontakt gestanden und von der Zerstörung des Hauses nichts erfahren, musste aber das Schlimmste befürchten, als er die Ruine sah. Er traf dann die Eltern in ihrer schlichten Behausung in der Nachbarschaft wenigstens körperlich wohlbehalten an und war entsprechend erleichtert.

Zunächst hieß es: Arbeiten – für Essen vor allem, um satt zu werden. Dann aber auch, um Geld zu verdienen; denn es ging darum, Baumaterial zu erstehen, um das Haus bewohnbar zu machen. Um dazu beizutragen, ging ich z.B. bei der Eisenbahndirektion in Mainz dolmetschen.

1947 wurde das Haus bezugsfertig. Damals hatten wir zunächst kaum etwas zum Reinstellen. Die Einweihung feierten wir durch ein „Festessen“ mit Produkten aus unserem Garten. Es gab Pellkartoffeln und Gurkensalat. Das schmeckte köstlich. Wahrscheinlich spielte dabei auch unser Gefühl des Erfolgs eine Rolle, wieder eine Etappe gemeinsam gemeistert zu haben.

## **Mein Nachkriegsstudium**

Inzwischen hatte ich begonnen von Wiesbaden aus an der Uni Mainz mein Studium fortzusetzen. Ein solches Nachkriegsstudium zu beschreiben, wäre Gegenstand einer eigenen Geschichte, auf die ich diesen Bericht nicht ausweiten möchte. Ich entscheide das in der Hoffnung, dass das andere Altersgenossen meines Jahrgangs in Deutlichkeit ausgeführt haben. Es sollte künftigen Generationen – schon der gegenwärtigen – nicht verborgen bleiben, wie wir Nachkriegsstudenten unter miesesten Bedingungen zielstrebig und erfolgreich studiert haben.

Hier sei nur so viel bemerkt, dass es an allem mangelte, was die universitäre Ausbildung erleichtert, eigentlich die Voraussetzung des Studiums ist.

An einige der Professoren und Dozenten erinnere ich mich noch. Dazu gehört Prof. Bodo M. Er war Germanist. Sein Spezialgebiet war damals mittelalterliche Literatur und der Parzival. 1949 legte ich mein erstes Staatsexamen ab. Ich hatte die Fächer Deutsch, Englisch und Französisch, außerdem noch Philosophie.

## **Ich werde Lehrerin**

Mein Referendariat begann ich 1949 in Wiesbaden am Gymnasium für Jungen an der Oranienstraße. 1950 kam ich an die mir vertraute Schule am Boseplatz. Dort legte ich 1951 auch mein zweites Staatsexamen ab. Bei der Lehrprobe bin ich in meiner Französischstunde ohnmächtig geworden. Ich bin einfach zusammengesunken. Offensichtlich war ich doch recht aufgeregt. Aber ich bestand mit gut.

Anschließend war ich als Assessorin zwei Jahre am Gymnasium ohne Oberstufe in Großbieberau. Es war eine kleine Schule mit einem entsprechend kleinen Kollegium. Wir waren nur zwei Damen und fünf Herren. Dort hatte ich etwas Zeit und erwarb noch meine Lehrbefähigung im Fach Religion. Zur Stärkung meiner Kompetenz ging ich von 1953 bis 1954 ein Jahr als Assistentin nach Frankreich. Nach meiner Rückkehr 1954 unterrichtete ich zunächst kurze Zeit in Groß Gerau und kam noch im gleichen Jahr an die Georg-Büchner-Schule in Darmstadt. Dort unterrichtete ich dann die folgenden 31 Jahre bis zur Pensionierung 1985.